

btb

»Ein außergewöhnliches Buch. Doireann Ní Ghríofa schreibt mit einem magischen Wissen über sich selbst und die Welt, über das Erinnerte und das Imaginierte. Dies ist ein Buch über das Leben, seine Wunder und seinen Schmerz, geschrieben mit Hunger und Anmut, jede Zeile ein Zauber.« *Emilie Pine*

»Ní Ghríofas Prosadebüt ist literarische Recherche, Autofiktion und Biografie in einem. Ein Gesang auf die Liebe, den Schmerz und weibliche Schaffenskraft.« *WDR5*

»Kraftvoll und betörend.« *The New York Times*

»Dieser Text ist spannend und poetisch, und er gehört zum Allertollsten, was ich nicht nur in diesem Jahr lesen durfte.« *Maria-Christina Piwowarski*

»Brillant.« *Lauren Elkin*

»Doireann Ní Ghríofa erzählt so poetisch, sprachmächtig, wie manchmal zum Zusammenzucken roh und drastisch von den Erfahrungen, die ein Mann nicht machen kann.« *Frankfurter Rundschau*

»Das Genre sprengend ... ein fesselndes Original.« *The Guardian*

»Doireann Ní Ghríofa schreibt so kraftvoll, rührend und zauberhaft, wie man es selten vorher gelesen hat.« *freundin*

»Ein tastendes, vielstimmiges und dabei berührend-poetisches Buch, wie ich noch nie zuvor eines gelesen habe. Die Lektüre hat mich einmal komplett umgekrempelt und meine Obsession mit Doireann Ní Ghríofa und ihrem Werk ist jetzt ungefähr genauso groß wie deren Obsession mit der Geschichte von Eibhlín Dubh.« *Magda Birkmann*

»Außergewöhnlich, intensiv, lyrisch.«
The Sunday Times

»Ein Buch wie dieses kommt nur alle paar Jahre und verwischt jede klare Definition von Genre und Form. Ohne zu übertreiben: ›Ein Geist in der Kehle‹ ist verblüffend und vollkommen neu.«
The Irish Independent

»Als ich angefangen habe, dieses Buch zu lesen, habe ich mich gefragt, was es von mir will, wohin es mich führen möchte. Und schon nach dreißig Seiten habe ich gedacht: Was auch immer es will, ich bin bereit, es zu geben, und ich werde ihm überallhin folgen, so sehr hat es mich in seinen Bann gezogen. Dies ist eine Geschichte vom Sichverlieren und vom Finden. Dies ist eine Erzählung von parallelen Leben, von einem Echo durch die Jahrhunderte. Dies ist ein weiblicher Text. Und wir brauchen ihn unbedingt.« *Mareike Fallwickl*

»Als wir uns zum ersten Mal begegneten, war ich ein Kind und sie schon seit Jahrhunderten tot.« So beschreibt Doireann Ní Ghríofa das erste Zusammentreffen mit Eibhlín Dubh Ní Chonaill, eine der letzten Edelfrauen des alten irischen Adels, die im 18. Jahrhundert ein legendäres Trauergedicht für ihren brutal ermordeten Mann schuf – heute Schullektüre in Irland. Langweilig für die elfjährige Doireann, aber: »Wie sehr ich sie auch zu vertreiben versuche, die Verse lassen mich nicht in Ruhe.« Besessen von den Parallelen zu ihrem eigenen Leben macht sie sich als junge Mutter und Lyrikerin schließlich auf die Suche nach der verschwiegenen Geschichte hinter dem Gedicht.

In ihrem ungewöhnlichen Prosadebüt, das in 20 Sprachen übersetzt wurde und inzwischen zum Kultbuch geworden ist, verbindet Doireann Ní Ghríofa literarische Recherche, Autofiktion und Biografie zu einem Buch voller Poesie. Eine große Geschichte über weibliche Erfahrung und Selbstfindung.

DOIREANN NÍ GHRÍOFA ist eine irische Dichterin und Essayistin. Ihre Themen kreisen um Mutterschaft und Begehren, Tod und Familie, in ihrem Schreiben überbrückt sie die Grenzen zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Sie ist vielfach preisgekrönt, ihre Werke sind in zahlreiche Sprachen übersetzt. Für ihre Texte erhielt sie unter anderem das Lannan Literary Fellowship (USA), den Ostana-Preis (Italien), ein Seamus Heaney Fellowship (Queen's University), den Hartnett Poetry Award und den renommierten Rooney Prize for Irish Literature. Mit »Ein Geist in der Kehle« gelang ihr ein international gefeierter Bestseller und der vielfach beachtete Durchbruch auf literarischer Ebene, sie gewann damit u. a. den An Post Irish Book of The Year Prize.

Doireann Ní Ghríofa

Ein Geist in der Kehle

*Aus dem Englischen übersetzt
von Cornelius Reiber (Text)
und Jens Friebe (Lyrik)*

btb

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»A Ghost in the Throat« bei Tramp Press, Dublin.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe März 2025

btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © 2020 Doireann Ní Ghríofa

Copyright © 2023 der deutschsprachigen Ausgabe

im btb Verlag, München

produksicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR)

Umschlaggestaltung: Semper Smile

nach einem Entwurf und Motiven von © Zoe Norwell

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

MSP · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-77489-0

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/penguinbuecher

*Den drei Eileens,
die die Laterne anzündeten,
durch deren Licht ich sehe:*

*Eileen Blake, Eileen Forkan und
Eibhlín Dubh Ní Chonaill.*

Inhalt

- I. ein weiblicher text II
2. ein flüssiges echo 37
3. andernorts atmen 47
4. im melksaal 55
5. ein unwissenschaftlicher mischmasch 83
6. der sektionsraum III
7. kalte lippen auf kalte lippen 135
8. kerker 153
9. blut im matsch 161
10. zwei straßen, beide verschwommen 185
11. klecks. klecks. 199
12. omen – von flugzeugen und staren 213
13. die oberfläche zersplittern 221
14. jetzt, damals 239

15. eine folge von schatten 259
16. wildbienen und ihre summende
 wissbegier 301
17. wie verschwommen der ginster 317

caoineadh airt uí laoghaire
the keen for art ó laoghaire 323
klagelied für art ó laoghaire 359

DANK 377

LITERATUR 379

Wir sind ein Echo, das schwirrend dahinjagt
durch eine Reihe von Räumen.

Czesław Miłosz

Dá dtéadh mo ghlao chun cinn
go Doire Fhíonáin mór laistiar

Should my howl reach as far
as grand Derrynane

Reichte mein Schmerzensschrei
bis nach Derrynane

Eibhlín Dubh Ní Chonaill

I. ein weiblicher text

thug mo shúil aire duit,
thug mo chroí taitneamh duit,

how my eye took a shine to you,
how my heart took delight in you,

mein Aug' hell erleuchtet,
mein Herz voller Freude,

Eibhlín Dubh Ní Chonaill

DIES IST EIN WEIBLICHER TEXT.

Dies ist ein weiblicher Text, erdacht beim Falten der Kleidung anderer. Ich trage ihn bei mir im Geist und er wächst, allmählich und sacht, während meine Hände Tausende Pflichten verrichten.

Dies ist ein weiblicher Text, entstanden aus Schuld und Begehren, verwoben mit einem Soundtrack von Kinderreimen aus Zeichentrickfilmen.

Dies ist ein weiblicher Text, und es ist ein kleines Wunder, dass es ihn überhaupt gibt, wie jetzt in diesem Augenblick, da er in ein anderes Bewusstsein dringt durch das gewöhnliche Wunder gedruckter Schrift. Gewöhnlich auch die Splitter von Gedanken, wie sie von meinem Körper zu deinem schießen.

Dies ist ein weiblicher Text, geschrieben im einundzwanzigsten Jahrhundert. Wie spät es ist. Wie viel sich verändert hat. Wie wenig.

Dies ist ein weiblicher Text, der auch ein *Caoineadh* ist: ein Trauergesang und Klagelied, eine Hymne, ein Choral und eine Totenklage. Stimm ein.

Mein Morgen verläuft jeden Tag weitgehend gleich. Ich küsse meinen Mann und fühle dabei einen Stich – egal, wie oft wir uns morgens so verabschieden, vermisse ich ihn bereits, wenn er das Haus verlässt. Noch während man sein Motorrad in die Ferne davondonnern hört, beginne ich rasch meinen Tag. Erst füttere ich unsere Söhne, dann räume ich die Spülmaschine ein, hebe Spielzeug vom Boden auf, wische Flecken weg, schaue auf die Uhr, bringe unseren Ältesten zur Schule, gehe wieder nach Hause mit dem Kleinen und dem Baby, seufze und schlafe, lache und küsse, sinke aufs Sofa, um den Jüngsten zu stillen, schaue wieder auf die Uhr, lese *Die Raupe Nimmersatt* ein paarmal nacheinander vor, versuche, im Bad über dem Waschbecken Babyspeichel auszuwaschen, scheitere, baue einen Turm aus Klötzen zum Umstoßen, versuche, den Boden zu wischen, gebe auf, als das Baby schreit, küsse die Knie des Kleinen, der auf dem halb gewischten Boden ausgerutscht ist, schaue wieder auf die Uhr, wische verschütteten Saft auf, setze den Kleinen an einen Tisch vor ein Puzzle und trage den Kleinsten nach oben ins Bett.

Das Baby schläft in einer Wiege aus dritter Hand, zusammengehalten mit schwarzem Klebeband, und die Wände des Schlafzimmers unserer Mietwohnung schmücken keine pastellfarbenen Wandgemälde, sondern Gebilde aus schwarzem Schimmel. Mir fällt immer kein

Schlaflied ein, also greife ich auf die Lieder von Mixtapes aus meiner Jugend zurück. Ich habe »Karma Police« so oft zurückgespult, dass ich schon oft befürchtete, das braune Band könnte reißen, aber jedes Mal, wenn ich Play drückte, spielte das Gerät das Lied wieder ab. Jetzt, in meiner Erschöpfung, kehre ich zu dieser Melodie zurück und summe sie leise, während das Baby glucksend von meiner Brust trinkt. Sobald sich sein Kiefer entspannt und sich seine Augen nach hinten verdrehen, schleiche ich mich davon, erneut fasziniert vom Gedanken, wie oft einzelne Augenblicke meines Tages von unzähligen anderen Frauen in unzähligen anderen Wohnungen durchlebt werden, verbunden mit mir im Text unserer Tage. Ich frage mich, ob sie ihre Schufterei genauso lieben wie ich, ob sie die gleiche Freude daran haben, langsam Listen wie meine abzuarbeiten, auf der so einfache Dinge stehen wie:

Zur Schule bringen
Wischen
Oben staubsaugen
Milch abpumpen
Mülleimer
Geschirrspüler
Wäsche
Klo putzen
Milch/Spinat/Huhn/Porridge
Von Schule abholen

Bank + Spielplatz
Abendessen
Baden
Ins Bett bringen

Ich trage meine Liste so nah bei mir wie mein Handy, und es verschafft mir große Befriedigung, wenn ich wieder einen Punkt von der Liste streichen kann. Diese Art Auslöschung gefällt mir. Doch egal, wie viel meiner Energie in die Erledigung der Pflichten fließt, löst sich die Ordnung jedes Zimmers hinter mir direkt wieder auf, als lege eine Schattenhand schon die noch ungeschriebene Liste für die nächsten Tage an: wieder aufräumen, wieder staubsaugen, wieder abstauben, wieder wischen und fegen und wienern. Wenn mein Mann zu Hause ist, teilen wir die Aufgaben im Haushalt auf, aber wenn ich allein bin, arbeite ich alleine. Ich sage es ihm nicht, aber mir ist es lieber so. Ich habe gerne die Kontrolle. Trotz aller Aufgaben auf meiner Liste und trotz meiner Hingabe an ihre Erledigung sieht das Haus so munter durcheinander aus wie jedes andere Haus mit kleinen Kindern, nicht sauberer, nicht schmutziger.

Heute Morgen habe ich bislang erst ~~Zur Schule bringen~~ von der Liste gestrichen, was auch einschließt, dass ich die Kinder wecke, anziehe, wasche und ihnen Essen mache, den Frühstückstisch abräume, die Jacken, Mützen und Schuhe suche, Zähne putze, mehrfach das Wort »Schuhe« rufe, eine Brotdose fülle, eine Schultasche kon-

trolliere, erneut »Schuhe« rufe und dann, endlich, zur Schule und zurück laufe. Seit ich wieder zu Hause bin, habe ich den Geschirrspüler bislang erst halb eingeräumt, meinem Sohn halb beim Puzzeln geholfen und halb den Boden gewischt – nichts, was ich von meiner Liste streichen könnte. Ich klammere mich an meine Liste, da sie es ist, die mich an der Hand durch meine Tage führt und die Stunden in eine Abfolge kleiner, bewältigbarer Aufgaben unterteilt. Nach dem Abarbeiten einer guten Liste, wenn ich wieder in den Armen meines schlafenden Mannes liege, ist ihr Text zu einer Reihe von Kritzeleien geworden, eine Auslöschung, auf die ich mit Freude und Genugtuung schaue, da das schrittweise Ausstreichen dieses handgeschriebenen Dokuments mir das Gefühl gibt, dass ich den Tag über Wertvolles geleistet habe. Die Liste ist meine Landkarte und mein Kompass zugleich.

Ich merke, wie ich in Verzug gerate, also überfliege ich den Text der heutigen Aufgaben, um mir Überblick zu verschaffen, stelle dann den Geschirrspüler an und ziehe einen Strich durch das Wort. Ich lächle, als ich dem Kleinen helfe, das fehlende Puzzleteil zu finden, klatsche, als es vollständig ist, und hole schließlich die Fernbedienung. Ich kuschle nicht mit ihm, während er *Die Oktonauten* anschaut. Ich setze mich nicht mit ihm aufs Sofa und schließe dort nicht für zehn Minuten meine müden Augen. Stattdessen eile ich in die Küche, wische den Boden fertig, leere die Mülleimer und streiche diese Aufgaben dann schwungvoll von der Liste.

Über der Spüle schrubbe ich meine Hände, Nägel und Handgelenke und dann noch einmal. Ich nehme Teile von Trichtern und Filtern aus dem Dampfsterilisator, um die Milchpumpe zusammenzusetzen. Solche Geräte sind nicht billig, und da ich keiner bezahlten Arbeit mehr nachgehe, habe ich sie gebraucht gekauft. Die Anzeige wirkte auf meinem Bildschirm fast so anrührend wie die Geschichte mit den Babyschuhen, die meist Ernest Hemingway zugeschrieben wird –

Gekauft für 209 €, zu verkaufen für 45 € VB.

Einmal benutzt.

Seit Monaten vollführen diese Maschine und ich jeden Morgen das gleiche kleine Ritual, um Milch für die Babys von Fremden abzupumpen. Ich öffne meinen BH und schiebe meine Brust in den Trichter. Es ist immer die rechte Brust, da meine linke Brust eine faule Sau ist: einen Monat nach der Geburt hat sie die Produktion weitgehend eingestellt, sodass sowohl das Baby als auch die Maschine ausschließlich von der rechten Brust versorgt werden müssen. Ich drücke den Schalter, zucke zusammen, wenn sie unangenehm an meiner Brustwarze ruckelt, setze mich richtig hin und drehe dann am Regler für die Intensität, mit der die Maschine am Fleisch zieht. Zunächst sind die Züge des Mechanismus schnell getaktet und fest und ahmen das schnelle Saugen des Babys nach, bis sie glaubt, dass die Milch zu fließen begonnen haben muss.

Wenig später pendelt sich die Pumpe auf einen gleichmäßigen Rhythmus ein: längeres Ziehen, Loslassen, wieder Ziehen. Das Gefühl an der Brustwarze ist wie eine Reihe kleiner Stromstöße oder ein seltsam stechendes Kribbeln. Im Gegensatz zum Stillen des Babys brennt dieser Vorgang immer, er ist nie angenehm, aber der Schmerz ist erträglich. Schließlich setzt sich die Milch wie von der Maschine gefordert in Bewegung, von irgendwo unter meiner Achselhöhle. Ein Tropfen fällt von der Brustwarze herab und wird direkt in die Maschine gesaugt, dann noch einer, und noch einer, bis sich eine kleine Pfütze am Boden der Flasche bildet. Ich wende meinen Blick ab.

Wenn ich morgens besonders müde bin, träume ich dabei manchmal eine Weile vor mich hin oder vertiefe mich für zehn Minuten in ein Buch aus der Bibliothek, aber heute nehme ich, wie an so vielen anderen Tagen, meine zerlesene Fotokopie von *Caoineadh Airt Uí Laoighaire* zur Hand und heiße die Stimme einer anderen Frau willkommen, eine Weile in meiner Kehle zu spuken. So fülle ich die einzige kleine Stille meines Tages, indem ich die Lautstärke ihrer Stimme aufdrehe zur Begleitung des Keuchens und Surrens der Pumpe, bis ich nur noch dieses Geräusch höre. Auf dem Rand der Seiten tritt mein Bleistift ins Gespräch mit vielen früheren Versionen meiner selbst, ein sich wandelndes Gedankenprotokoll, in dem jedes Fragezeichen nach dem Leben der Dichterin fragt, die das *Caoineadh* verfasst hat, aber nie mein eigenes hinterfragt. Einige Minuten später schrecke ich auf

und sehe, dass sich die Pumpe mit blasser, warmer Flüssigkeit gefüllt hat.

Als wir uns zum ersten Mal begegneten, war ich ein Kind und sie schon seit Jahrhunderten tot.

Das Bild: Ich bin elf, ein Mädchen, das schlecht in Mathe und in Sport ist, ein Mädchen, das dazu neigt, aus dem Fenster zu starren, ein Mädchen, dessen einzige echte Begabung das Tagträumen ist. Die Lehrerin ruft meinen Namen und reißt mich mit einem Ruck zurück in den dünnwandigen Fertigbau. Ihre Stimme lässt einen schönen Tag des Jahres 1773 erstehen und englische Soldaten in einem Graben auf der Lauer liegen. Ich füge Wasser hinzu, das ihnen bis über die Knie reicht. Ihre Musketen sind auf einen jungen Mann gerichtet, der jetzt aus dem Sattel stürzt, in sehr langsamer Zeitlupe. Eine Frau reitet heran und kniet sich über ihn, ihre Stimme erhebt sich mit einer altertümlichen Formel aus Atem und Silben, die die Lehrerin ein ›Caoineadh‹ nennt, eine Totenklage. Ihre Stimme erzeugt ein Echo, das stark genug ist, um ein Mädchen mit dunklen Haaren und abgekauten Nägeln in der Ferne zu erreichen. Mich.

Im Unterricht wird uns ein Bild gezeigt von dieser Frau, wie sie allein dasteht, malerisch im Wind als kerniges irisches Mädchen mit rosigen Wangen. Dies, so sagt man uns, ist Eibhlín Dubh Ní Chonaill, eine der letz-

ten Edelfrauen des alten irischen Adels. Ihre Geschichte klingt traurig, ja, aber schon auch öde. Schullektüre. Langweilig. Mein Blick schweift schon wieder mit den Krähen in die Ferne, während mir mein meistgehasster Popsong in Dauerschleife durch den Kopf geht, »*and you give yourself away ...*«. Wie sehr ich sie auch zu vertreiben versuche, die Verse lassen mich nicht in Ruhe.

Zu der Zeit, als ich ihr wiederbegegne, erinnere ich unser erstes Treffen nur noch dunkel. Als Jugendliche schwärme ich wie verrückt für dieses *Caoineadh*, hingerissen von der tragischen Liebesgeschichte, die diese Verse erzählen. Als Eibhlín Dubh beschreibt, wie sie sich auf den ersten Blick verliebt und dann ihre Familie verlässt, um einen Fremden zu heiraten, liebe ich sie dafür, wie jedes jugendliche Mädchen Geschichten liebt, die vom Weglaufen für immer erzählen. Als sie ihren ermordeten Geliebten findet und händeweise von seinem Blut trinkt, male ich durchbohrte Herzen an den Rand. Obwohl ich es noch nicht verstehe, gerät jedes Mal irgendetwas in mir in Aufregung, wenn ich wieder dieses Bild einer Frau vor mir sehe, die über dem toten Körper ihres Geliebten kniet und aus ihm trinkt, etwas, das sich ähnlich anfühlt wie das innere Glitzern, wenn ein Freund seine jugendlichen Hüften an meine und seine Lippen an meinen Hals presst.

Meine Hausaufgabe bekomme ich mit einem großen

roten X zurück, und, schlimmer noch, der daruntergekritzelten Ermahnung der Lehrerin: »Lass deine Fantasie nicht mit dir durchgehen!« Ich habe diese Verse so tief empfunden, dass ich mir sicher bin, dass meine Antwort richtig ist, und blättere, mit selbstgerechter Empörung und großem Unmut, nach vorne zum Gedicht zurück. Bei der Aufgabe »Beschreibe die erste Begegnung der Dichterin mit Art Ó Laoghaire« hatte ich geschrieben: »Sie springt auf sein Pferd auf und reitet mit ihm für immer fort«, sehe jetzt aber mit Erstaunen, dass die Lehrerin recht hat: Das Bild kommt im Text nicht vor. Wenn nicht aus dem Gedicht, wo kam es dann her? Ich sehe es genau vor mir: Eibhlín Dubhs Arme um die Hüfte ihres Geliebten geschlungen, die Hände über seinem warmen Bauch verschränkt, das Trommeln der Hufe, und das lange Band ihrer Haare hinter ihr her flatternd. Vielleicht ist es nicht real für meine Lehrerin, für mich schon.

Wenn mein Verständnis des Gedichts als Kind, nun ja, kindlich war und meine Interpretation als Jugendliche nicht viel mehr als Schwärmerei, dann las ich es noch mal anders als Erwachsene.

Es gab keinen Unterricht mehr, den ich zu besuchen hatte, ich musste keine Schulbücher mehr lesen oder Gedichte analysieren, hatte mir aber selbst einen neuen Lehrplan erstellt. Da wir versuchten, den Unterhalt unse-

rer Familie mit nur einem Gehalt zu bestreiten, brachte ich mir bei, Sparsamkeit zu üben. Ich studierte sorgfältig Kleinanzeigen und die Angebote im Supermarkt. Ich traf irgendwelche Fremden aus dem Internet und überreichte ihnen Münzen im Tausch gegen Stapel ihrer Babykleidung. Ich verkaufte Stapel unserer eigenen. Ich durchstöberte Flohmärkte und feilschte um Kinderspielzeug und Treppengitter. Kindersitze fürs Auto kaufte ich ausschließlich im Sonderangebot. Man konnte bei dieser Sparsamkeit eine gewisse Hartnäckigkeit lernen, und ich machte sie mir schnell zu eigen.

Meine ersten Jahre als Mutter, mit all ihrer Müdigkeit, Ehrfurcht und Reizbarkeit, fanden in verschiedenen Mietwohnungen in der Innenstadt statt. Auch wenn ich auf dem Land aufgewachsen war, liebte ich es dort: die Terrassen mit lächelnden Nachbarn und ihren vielen Katzen und Terriern, unsere nebeneinander aufgereihten Mülltonnen, die Schreie vor Wut oder Lust im Dunkel der Nacht, und die Partys am Wochenende mit ihren fröhlichen, betrunkenen Chören. Unsere Wasserhähne tropften, es gab Ratten in dem winzigen Hof, und das nächtliche Flimmern der Stadt machte die Sterne unsichtbar, aber wenn ich aufwachte, um meinen ersten Sohn zu stillen, und dann meinen zweiten, konnte ich die Vorhänge öffnen und den Mond zwischen den Türmen stehen sehen. In diesen Zimmern in der Stadt schrieb ich ein Gedicht. Ich schrieb noch eins. Ich schrieb ein Buch. Sofern man die Gedichte, die mir in diesen

Nächten kamen, als Liebesgedichte bezeichnen kann, galt ihre Verliebtheit dem Regen und den Alpenblumen, dem eigenartigen Vokabular eines schwangeren Körpers, den Wolken und den Großmüttern. Kein einziges Gedicht kam mir zur Feier des Mannes, der neben mir schlief, während ich schrieb, des Mannes, dessen mondbeschienene Haut immer meine Lippen anzog. Die Liebe, die ich für ihn empfand, fühlte sich zu umfassend an, um sie in das begrenzte, ordentliche Gefäß eines Gedichtes zu gießen. Ich konnte sie nicht in Worte fassen. Ich kann es noch immer nicht. Während er träumte, sah ich Gedichte durch das Dunkel auf mich zuschnellen. Die Stadt hatte etwas in mir entzündet, etwas, das pulsierte, verletzlich wie eine Fontanelle, etwas, das bebte, wie ich, zwischen Glück und Erschöpfung.

Wir waren in drei Jahren bereits zweimal umgezogen, und die Schlagzeilen vermeldeten weiterhin, dass die Mieten stiegen. Unsere Vermieter sahen in solchen Meldungen immer eine Chance, und wer konnte es ihnen verdenken? Ich. Ich gab ihnen jedes Mal die Schuld, wenn wir wieder mit einem Achselzucken vertrieben wurden. Ganz gleich, wie überschwänglich ihre Empfehlungsschreiben waren, ich nahm es ihnen jedes Mal übel, wenn wir uns schon wieder gezwungen sahen, eine Wohnung zu verlassen. Jetzt standen wir erneut vor einem Umzug. Ich hatte wochenlang gesucht, bis ich schließlich eine nahe gelegene Kleinstadt mit niedrigeren Mieten fand. Wir unterschrieben einen neuen Mietvertrag, packten unser Auto

voll und verließen die Stadt. Ich wollte nicht weg. Ich fuhr langsam, konnte kaum schalten, da mein Arm zwischen unserem alten Fernseher und einer Mülltüte voller Teddys eingeklemmt war, während meine Stimme unseren Chor durch »*Five little ducks went swimming one day*« trug. Ich fand den Weg über mir unbekannte Straßen, »*over the hills and far away*«, hielt Ausschau nach Wegweisern Richtung Bishopstown und Bandon, Macroom und Blarney, während ich »*Mammy Duck said Quack, Quack, Quack ...*« sang, bis mein Blick an einem Straßenschild nach Kilcrea hängen blieb.

Kilcrea – Kilcrea – das Wort hallte in meinem Kopf nach, als ich die neue Tür aufschloss, hallte weiter nach, während ich Dreck von den Fliesen schrubbte und das Gesicht verzog über die Biografie der Blut- und Spermaflecken auf den Matratzen. *Kilcrea, Kilcrea*, das Wort verfolgte mich tagelang, während ich Bücher und Mäntel und Babyphone auspackte, Löffel und Handtücher und verhedderte Ladekabel, bis mir endlich einfiel – *ach ja!* –, dass Kilcrea der Name des Friedhofs in dem Gedicht aus meiner Schulzeit war, wo die Dichterin ihren Geliebten begrub. Ich zuckte innerlich zusammen bei der Erinnerung daran, wie ich für dieses Gedicht damals geschwärmt hatte, so wie ich zusammenzuckte, wenn ich mich an all die dünnen Rockstars erinnerte, deren Bilder ich als Jugendliche aus Heften ausgerissen und an die Wände geklebt hatte, an das Vokabular, das ich mir wegen ihnen erschloss, um mein aufkeimendes Begehren in

Worte zu fassen. Allgemein zuckte ich innerlich zusammen, wenn ich an mein jugendliches Ich dachte. Es war mir unangenehm, dieses Mädchen, das ihre Wünsche so unverfroren zeigte, das Mädchen, das ihre mit Tipp-Ex auf die Schultasche gepinselten Sehnsüchte so offen zur Schau trug, das ihre eigenen Markierungen über all die Schichten von Graffiti an Häuserwänden kritzelte, das Fremde aus Busfenstern schamlos anstarrte, das ihnen direkt in die Augen blickte und den Blick so lange hielt, bis sie ihre eigene Lust in ihnen aufsteigen sah. Das Mädchen, das bei verbotenen Handlungen hinter der Schule erwischt wurde und dem ein Schulverweis drohte. Das Mädchen, das als *Luder*, *Nutte* und *frigide Schlampe* bezeichnet wurde. Das Mädchen, dem man mit Schweigen begegnete. Das Mädchen, das bestraft und nochmals bestraft wurde. Das Mädchen, dem das egal war. Ich war jetzt hier und sang einem Kind Lieder vor, während ich die Scheiße aus der Toilette eines Fremden kratzte. Und wo war *sie*?

—

Auf dem Schulparkplatz war ich etwas zu früh dran, als ich meinen älteren Sohn abholte, und suchte unter einem Baum Schutz vor dem Regen. Mein jüngerer Sohn träumte unter der Regenhaube in seinem Kinderwagen, und ich bewunderte seine speckigen Ärmchen mit ihren Grübchen, als ich sie zurück unter die Decke schob. *Dort*.

Im kümmerlichen Gras neben dem Asphalt brummt Hummeln umher – wenn ich einen eigenen Garten hätte, dachte ich, würde ich ihn mit niedrigen Kleewäldern und all dem hässlichen Unkraut bepflanzen, das sie so lieben, und ich würde mich auf die Knie werfen, den Bienen zu Diensten. Ich blickte über sie hinweg zu den Hügeln in der Ferne und kramte, da ich wieder an das Straßenschild dachte, nach meinem Handy. Das *Caoineadh* hatte viel mehr Strophen, als ich in Erinnerung hatte, dreißig oder mehr. Die Landschaft des Gedichts erwachte beim Lesen zum Leben, sie war lebendig überall um mich herum, lebendig und voller Regengeprassel, und ich fühlte mich in ihr lebendig. Unter dem tropfnassen Baum sah ich ihre Söhne: »*Conchubhar beag an cheana / is Fear Ó Laoighaire, an leanbh*« – was ich mir als »der süße kleine Conchubhar / und Fear Ó Laoghair, das Baby« übersetzte. Ich stellte erschrocken fest, dass Eibhlín Dubh damals gerade schwanger war, mit ihrem dritten Kind, genau wie ich. Bei meinen früheren Lektüren hatte ich sie mir nie als Mutter vorgestellt, oder vielleicht hatte ich diesen Teil ihrer Identität einfach ausgeblendet, da die Kollision von Mütterlichkeit und Begehren nicht zu dem gepasst hätte, wie mein junges Ich sie sehen wollte. Als meine Fingerspitzennarbe jetzt über den Text fuhr, sah ich es fast vor mir, wie sie in der Dunkelheit ihr Wiegenlied summt. Ich ging den Text ganz durch, von Anfang bis Ende, scrollte dann zum Anfang zurück und las alles noch mal von vorne. Dieses Mal langsamer.

Das Gedicht begann aus der Perspektive Eibhlín Dubhs, wie sie einen Mann beobachtete, der über einen Markt schlenderte. Sein Name war Art, und wie er so ging, wollte sie ihn. Nachdem sie zusammen durchgebrannt waren, führten sie ein Leben, das man nur als opulent bezeichnen konnte: ach, die prächtigen Schlafgemächer, ach, die köstlichen Mahlzeiten, ach, die Mode, ach, die endlos langen Morgenstunden in üppigen Daunendecken. Als Arts Frau fehlte es ihr an nichts. Ich beneidete sie dafür, wie sie lebte, und fragte mich, wie viele Bedienstete wohl nötig waren, um alles am Laufen zu halten, wie viele Schattenfrauen ihre Schattenarbeit verrichteten, die Art von Schattenfrauen, von denen ich abstamme. Eibhlín widmet Vers um Vers der Beschreibung ihres Geliebten, die so lebhaft ist, so vibriert von tiefer Liebe und Sehnsucht, dass sie noch immer mitreißend wirkt, doch dass das Gedicht nach seiner Ermordung verfasst wurde, bedeutet auch, dass die Trauer ihren düsteren Schatten über jede Zeile der Feier wirft. Wie intensiv sich solche Beschreibungen nach seiner Ermordung angefühlt haben müssen, als jedes hingeschriebene Detail ihn wieder heraufbeschwor, lebendig und tadellos gekleidet, mit einer glänzenden Brosche am Hut und dem »Anzug nach feinsten Mode, für dich im Ausland genäht und gewoben«. Sie zeigt uns Art, wie sie ihn begehrte, und nicht nur sie, sondern auch andere, wie zum Beispiel die vornehmen Frauen der Stadt, denn –